

Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 3 (1846)

Artikel: Der Cardinal Joseph Faesch, Oheim Napoleons, Erzbischof von Lyon, Primas von Gallien, Coadjutor des Fürst-Primas von Germanien, Senator und Grossalmosenier von Frankreich
Autor: [s.n.]
Kapitel: VI: Faeschs letzte 24 Lebensjahre zu Rom (1815-39)
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-109782>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VI. Faesch's letzte 24 Lebensjahre zu Rom (1815—39.)

Mit dem August 1815 endigte die öffentliche Laufbahn des Cardinals, die im Ganzen etwa 24 Jahre gedauert und in seiner Person die mannigfaltigsten Abwechslungen des Schicksals dargeboten hatte. Aber auch die noch übrigen 24 Jahre seines Lebens durfte er keineswegs seine Ruhezeit nennen, weil eben die beständig wiederholten Versuche ihn aus seiner rechtlichen Stellung zu verdrängen und seine Bemühungen, dieselbe aufrecht zu erhalten, ihn noch vielfach in Anspruch genommen haben, welches einen nicht unwesentlichen Theil dieser Schilderung seiner vielbewegten Lebensschicksale ausmachen wird.

Den Anfang seiner Verfolgungen machten die berühmten Januargesetze von 1816, welche die (erst im folgendem September aufgelöste) reaktionäre s. g. *chambre ardente* oder *introuvable* gegen ihn und alle Verwandten und Seitenverwandten Napoleons erlassen hatte. Er ward mit denselben bei Todesstrafe für immer von dem Gebiete von Frankreich verbannt. Jedoch behielt er die freie Verfügung über sein Eigenthum. Sogleich nach dieser Ausweisung wurde der Cardinal Bernis zu seinem Nachfolger erwählt, aber Pius, dem die kanonische Institution oblag, setzte nun dieser Wahl die gleichen Gründe entgegen, die er früher gegen Napoleon geltend gemacht hatte und bestund darauf, er werde in die Entsetzung Faesch's, so wie jedes andern Prälaten nicht eher einwilligen, bis durch einen in aller Ordnung kanonisch geführten Prozeß dessen persönliche Unwürdigkeit hinreichend dargethan sei. Dieses war nun nicht wohl möglich und deswegen war man am bourbonischen Hofe genöthigt einstweilen diesen Weg zu verlassen und denjenigen der Unterhandlungen einzuschlagen und Faesch selbst zu vermögen, freiwillig seine Entlassung einreichen zu wollen. Man kannte seine mißlichen Finanzumstände und seine kostspieligen Liebhabereien und andern Bedürfnisse und hoffte durch

Anerbieten einer starken Geldsumme oder Pension sehr bald mit ihm ins Reine zu kommen.

Allein hier verrechnete man sich gänzlich an seinem angeborenen Ehrgeize und Hartnäckigkeit. Mit Stolz erinnerte er die Unterhändler, daß er und sein Kirchensitz auf Lebenszeit unzertrennlich geworden sei, wie er bei seiner Ernennung zum künftigen Fürst-Primas von Deutschland und zum Erzbischof von Paris immer Beibehaltung seiner Primatialkirche von Lyon zur ersten Bedingung gemacht, wie er geschworen seine Heerde nie zu verlassen und wie nur Gewalt, wenn man sie gegen ihn mißbrauchen wolle, ihn davon je trennen könne, wie mancher derjenigen, die ihn jetzt entfernen wollten, ehemals ganz anders gedacht habe und nur durch ihn selbst auf seine Vorstellung, „daß Niemand anders als wegen Unwürdigkeit entfernt werden dürfe,“ an seiner Stelle beibehalten worden sei.

Als auch dieses nichts half, versteckte man sich hinter die Lyonische Geistlichkeit, die dringend um Abhülfe des provisorischen Zustandes einkommen sollte. Aber Faesch hatte zu viele Anhänger bei derselben und auch unter der Einwohnerschaft von Lyon zurückgelassen, weil gar Manche ihr Glück allein ihm zu verdanken hatten, als daß irgend ein Schritt um seine Absetzung zu verlangen von hier jemals zu gewärtigen war. Im Gegentheil die Mehrzahl der dortigen Einwohner, welche durch die unklugen Maßnahmen der Legitimisten von ihrer Erbitterung gegen die Bonaparte längst wieder zurückgekommen waren, würden eher gerne seine Rückkehr gesehen haben. Manche erinnerten sich auch mit Vergnügen der Zeit, wo er vieles Geld bei ihnen in Umlauf gesetzt hatte und wünschte das Gleiche auch für die Zukunft, weshalb sein Anhang bei ihnen nicht unbedeutend zu nennen war. Um sie noch mehr zu gewinnen, verwendete Faesch, der mittlerweile durch Verkauf seines Hotels in Paris, seines reichen Mobiliars zu Lyon und seiner prächtigen Statuen- und Vasensammlung seine Finanzen

wieder in einen erträglichen Zustand gebracht hatte, einen beträchtlichen Theil zum Besten seiner Diöcese Lyon. Nicht nur wurden alle seine Schulden abbezahlt, sondern er kam auch seinen übrigen Verpflichtungen, die er in glücklichen Zeiten über sich genommen, wie Unterstützungen armer Priester, Beiträge an die Seminarien, Abbezahlung der Kauffumme von Prädikanten (die bei seiner Abreise erst halb entrichtet war) und Unterhaltung der übrigen von ihm gekauften Gebäude gewissenhaft nach, so daß auch die Mehrzahl der Geistlichkeit ihm sehr wohl gewogen war. Kam einer von ihnen nach Rom, so konnte er der besten Aufnahme bei dem Cardinal gewiß sein, wobei er jedoch niemals ermangelte, sie an die Opfer, welche er seiner Diöcese gebracht hatte, zu erinnern, welche während seiner Verwaltung nur allein im Werth von Liegenschaften eine Million Franken betragen haben, die zwar noch sein Eigenthum waren, die er aber ausschließlich seinem Bisthum vorbehielt.

Als nun auch von dieser Seite alles fehlschlug, verfielen die Legitimisten endlich in ihrem blinden Rachegefühl gegen Alles, was an Napoleon erinnerte, darauf, mit gänzlicher Beiseitsetzung der Freiheiten der gallikanischen Nationalkirche, welche ihre höhere Geistlichkeit dem Papst zwar zur Genehmigung vorschlägt, aber niemals solche sich von ihm vorschlagen, viel weniger ernennen läßt — vom Papste selbst zu verlangen, er solle von sich aus einen „apostolischen Verwalter“ der Diöcese Lyon bestellen, wodurch Faesch's Wirksamkeit mit einemmal würde ein Ende genommen haben. Gonsalvi und Pacca ergriffen als Erzfeinde jener Freiheiten begierig einen so willkommenen Anlaß, um auf diese Weise in Frankreich einen festen Fuß zu fassen und schlugen auf's Neue dem Papste den Cardinal Bernis und zwar als „Verwalter“ vor und schon lag das Breve zur Unterzeichnung bereit. Aber Faesch protestirte so energisch dagegen und gab höchstens zu, sich einen Coadjutor aus der Zahl der Bischöfe in partibus, der beständig in seinem Namen handle, gefallen lassen zu wollen, welches aber Ber-

nis stolz ausschlug und die römische Curie trieb es so weit, daß man endlich zu Paris selbst einsah, wie weit dieses führen würde, den Bernis mit einem andern gerade erledigten Erzbischofthum entschädigte und die Sache einstweilen auf dem alten Fusse fortbestehen ließ.

Indessen konnten sich die Reactionäre immer nicht darein finden, daß ein Oheim Napoleons in öffentlichen Akten fortwährend in Frankreich fortregieren solle. Denn bei allen Lyoner geistlichen Dokumenten las man keinen andern Namen an der Spitze als immer den ihnen verhassten von Joseph Faesch. Einstweilen rächten sie sich für ihre Niederlagen, bis sie wieder mehrern Einfluß gewinnen würden, durch eine Unzahl Zeitungsartikel und Pamphlete,¹⁾ worin von seiner Jugend an bis auf jene Tage keine einzige seiner öffentlichen und Privat-handlungen der Nüße entging; welche Schriften, obgleich sie meistens Verläumdungen und absichtliche Entstellungen enthalten, später doch für viele seiner Beurtheiler die einzige Quelle geworden sind. Faesch hätte antworten können und vielleicht auch sollen, aber er nahm nicht die mindeste Notiz davon. Indessen gelang es vermittelst dieser Schriften doch den Hof, wo nicht gegen ihn selbst, doch gegen die Fortdauer des provisorischen Zustandes in Lyon einzunehmen und der Minister des Innern (Lainé) ertheilte den drei von Faesch ernannten und für ihn verwaltenden General-Bikarien den gemessenen Befehl, von nun an jede Correspondenz mit ihrem Bischofe, als einem geächteten und verbannten Manne — sofort einzustellen. Auf ihre Weigerung erhielt der französische Gesandte zu Rom sofort den Auftrag die Unterhandlung mit Faesch selbst wieder aufzunehmen. Es war dieses der bekannte Ultra-Royalist Blacas, dem es zwar nicht an Eifer und Ausdauer für seine Sache fehlte, aber desto mehr an richtiger Beurtheilung der Menschen

1) Wovon eines der heftigsten den Titel führte: „Confession du Cardinal Fesch.“
Beiträge z. vaterl. Gesch. III.

und der Verhältnisse, die er nur von seinem eigenen Gesichtskreise und demjenigen seiner Meinungsgenossen aus ansah. Er betrachtete die ganze Angelegenheit lediglich als eine Finanzfrage, als ein größeres oder kleineres Angebot für einen freiwilligen Rücktritt, weshalb er in den Salons bereits sich rühmte, die Sache auf das schnellste zu einer Erledigung bringen zu können. Allein auch er kannte seinen Mann sehr schlecht, der, als er davon erfuhr, was man mit ihm vorhabe, nur mitleidig über den alten Emigranten die Achseln zuckte, der sich anmaßen wolle, Fragen über Grundsätze, wie Geldfragen, behandeln zu dürfen und sich unter Anderem dahin äußerte: „wäre ich darauf „ausgegangen nur Geld zusammenzuscharren, so würden mir „die Mittel dazu nicht gefehlt haben, ich besäße jetzt über 20 „Millionen, nicht, was mir noch übrig bleibt.“ Indessen war er genöthigt den Besuch des Gesandten wenigstens anzunehmen, worauf aber die Unterredung so ausfiel,¹⁾ daß man sich in den Tuileries nachher selbst schämte, zur Unterhandlung mit einem Kirchenfürsten, dem man nichts Unwürdiges nachweisen konnte, jemals einen Mann wie Blacas, ausersuchen

1) Diese Unterredung wird von Lyonnet also erzählt: Blacas sei gleich mit der Thüre in das Haus gefallen und habe den Cardinal mit folgenden Worten angeredet:

Éminence! la providence a rendu aux enfans de St. Louis le trône de leurs pères; il n'y a pas apparence que de nouveaux troubles, viennent le leur ravir; le peuple français est à jamais corrigé de la manie des révolutions; dès lors il ne vous est guère permis d'espérer le rétablissement des vôtres et par suite votre rentrée en France. Mais le Roi sera bon envers vous: si vous donnez la démission de votre siège, il ne vous accordera pas moins de deux millions — deux millions, la somme est belle, songez-y!

So empörend grob hätte sich aber Faesch den Antrag nicht möglich gedacht. Ein Mann, der erst vor kurzem etwas vorstellte, und wie er selbst, lange im Exil gewesen war, durfte es wagen gegen einen Mann, der viel mehr vorgestellt hatte, und jetzt in gleicher Lage sich befand, eine solche Sprache zu führen! Es war gerade als hätte der Höfling eine Fackel in ein Pulverfaß geworfen. Der Corsikaner, der Kirchenfürst, der kaiserliche Prinz und der Oheim Napoleons, alles miteinander kochte in ihm auf, so daß er in der ersten Wuth sich nicht einmal französisch auszudrücken vermochte, sondern von seinem Stuhl aufsprang und ihn in seiner Muttersprache also antreißte: *Avete una*

zu haben, der bereits früher schon mehrere Proben seiner Prahlerei und Ungeschicklichkeit abgelegt hatte, und auch jetzt nur eine Unerfahrenheit ohne Gleichen zu erkennen gab.

Man suchte nun die Sache dadurch wieder gut zu machen, daß man eigends einen der klügsten und loyalsten Weltleute, der zugleich den Vortheil hatte mit Faesch in allen Beziehungen bekannt zu sein, den ehemaligen Cultusminister, Grafen von Portalis, an Faesch absenden ließ. Derselbe hütete sich wohl irgend etwas von Interessefragen zu berühren, die für einen Mann, der sich und Andere achtet, immer die letzten sind, sondern er suchte den Cardinal bei seinen Gefühlen für das Interesse der Kirche anzufassen und ihm den verwaisten Zustand seines Bisthums rührend darzustellen, und wie nöthig es sei deßhalb von seiner Seite ebenfalls ein Opfer zu bringen. Doch ließ er auch zuweilen ein Wort davon fallen, daß man ihm seine Rückstände ausbezahlen und ihm einen angemessenen Ruhegehalt aussetzen werde. Allein Faesch hielt sich einfach an das Zugeständniß, daß die französische Regierung jetzt selbst die Gerechtigkeit seiner Forderungen anerkennen müsse, und verlangte vor allem Ausübung dieser Gerechtigkeit. Wenn er, denn das ihm Schuldige empfangen habe, so wolle er sehen, was ferneres zu thun sei; ehe es aber geschehen, werde er gar nichts der Art mehr anhören. Portalis war klug genug, um einzusehen, daß wenn Faesch sein Geld einmal in Händen habe, man mit ihm um kein Haarbreit weiter gekommen sein würde als vorher, ging auf andere Gegenstände über, und ließ melden, er sehe seine Sendung als erledigt an.

funa, Signor Ambasciatore, andate a farvi impicare voi e il vostro padrone! (Hat euch der Strick, Hr. Botschafter! scheidet euch zum Henker und euer Herr dazu!) und hierauf in französischer Sprache also fortfuhr: „wie Ich, soll mich verkaufen, ich, ich! bin ich ein Simon, der Zauberer, der geistliche Gaben um Geld verkaufte? Verkaufe Ich mein Bisthum? gehet zu Andern, wie euerer gleichen sind! ist mir mein Gewissen nicht mehr werth, als eure Millionen? läßt es sich mit Gold und Silber aufwägen?“ und so in einem Eifer fortfuhr, bis der Herr Botschafter gerathener fand den Weg wieder zu suchen, den er gekommen war.

Der Zorn war groß in Paris und bei allen Cardinalen, die gegen Jaesch eingenommen waren, und man versuchte es nunmehr mit dem letzten Mittel, um den Starrsinn des Corsen, wie man es nannte, zu beugen, ein Mittel, dem selbst schon der Papst gewichen war — nämlich mit Drohungen und diese gingen immer weiter, so daß man davon sprach es mit der Engelsburg mit ihm zu versuchen, die schon viele Andere, auch Maury, von ihrem Troze geheilt habe, um ihn durch Absper- rung und Einsamkeit schon mürbe zu machen. Allein Jaesch, dem es endlich öffentlich zu Ohren kam, hatte etwas von der Natur und der Größe seines Neffen und hielt auch diesmal noch Stand. „Nun, jetzt weiß ich einmal, wo ich dran bin! rief er bei erster Gelegenheit ebenfalls öffentlich vor Freund und Feind aus. Ich sage es ein für alle mal, ich werde nicht anders sterben, denn als Erzbischof von Lyon. Nichts wird mich davon trennen, ich bin der Furcht ebenso unzugänglich, als der Ueberredung.“ Richelieu, der damals an der Spitze des französischen Cabinets stand, mußte einsehen, daß mit einem solchen Eisenkopfe nichts anzufan- gen sein werde und glaubte am Besten zu thun die Sache bis zur Wahl eines neuen Papstes für den immer fränklichen Pius zu verschieben, weil diesen gewissenhaften Oberhirten beständig das Gefühl der Dankbarkeit an den Gefallenen von jeder Verfol- gung desselben fern hielt. Ohnehin hatte man alle Ursache, in dem damals sehr unruhigen Lyon die Sache vergessen zu machen, wo der Bericht von Jaesch's Anfechtungen und seine Standhaf- tigkeit eine große Freude erregt hatte und auf's Neue allge- mein für ihn einnahm. Auch der Papst wurde um diese Zeit (es war im Mai 1818) wieder vollends mit ihm und sogar mit seinem Neffen ausgesöhnt, als der Cardinal und seine Schwe- ster ihm anlagen, für das Seelenheil ihres Sohnes, seines ehe- maligen Verfolgers, des nunmehrigen Gefangenen von St. Helena gnädigst besorgt zu sein. Mit Freuden gewährte er ihre Bitte, ihm einen Beichtvater seiner Religion und Sprache senden zu dürfen und überließ beiden die Auswahl. Jaesch wählte ab-

sichtlich keinen Gallicaner, sondern zwei Corsen und ermangelte nicht seinem Neffen die Eindrücke seiner ersten Communion, so wie alle bessern Augenblicke seines Lebens, wo er an Religion gedachte, wieder in Erinnerung zu bringen. Napoleon rühmte vor diesen Geistlichen die großen Verdienste seines Oheims um Herstellung der römischen Kirche in Frankreich und ärgerte sich nicht wenig über den Undank, mit dem die Priesterpartei ihn jetzt behandle, dem sie so viel schuldig sei und gab übrigens Faesch's Ermahnungen zur Buße insofern Gehör, daß er immer ernster und nachdenkender wurde und in seinem letzten Willen ein öffentliches Bekenntniß seiner Anhänglichkeit an seine Mutterkirche abgelegt hat. Faesch war über den Tod seines Neffen (5. Mai 1821) ebenso betroffen als seine Mutter, tröstete sie aber damit, daß Gott ihn absichtlich nicht habe verderben wollen, welches man daraus sehe, daß er ihn nicht schnell weggerafft, sondern langsam gedemüthigt und zur Erkenntniß geführt habe und er sah die erlittene Demüthigung als Sühnung und Zeichen seiner Barmherzigkeit an. Er empfing durch Montholon den Gypsabdruck seines Gesichtes und das Tischservice von St. Helena. Wenn er Besuche erhielt, wies er immer auf diese Andenken hin und sagte oft mit Thränen im Auge: „Hier ist der Abdruck von dem Gesichte des Kaisers!“

Im Ganzen verfloßen ihm seit dem letzten fruchtlosen Angriffe der Royalisten bis zu dem Tode seines Wohlthäters Pius VII. fünf ruhige Jahre, während welcher Zeit er sich von der Welt so viel als möglich zurückzog. Mit viel beschränktern Einkünften als früher wußte er in Rom vermittelst großer Ordnung und genauer Eintheilung aller vorhandenen Mittel seinen Rang dennoch würdiger als sonst keiner der andern Cardinale festzuhalten. Er übertraf sie alle in gewissenhafter Beobachtung seiner geistlichen Pflichten, an Zurückgezogenheit, an Würde, Reinlichkeit und anständiger Nettigkeit in seinem Hause; in seinen Equipagen, seiner Dienerschaft, in seinem ganzen Hauswesen, dem seit 1801 bis an seinen Tod immer der gleiche

Intendant oder Majordom vorstand, der an der Tafel beständig ihm gegenüber saß. Wie schon erwähnt, so bewohnte er von 1814 bis 1839 den Pallast Falconieri, dessen Vorderseite mit einem großen Hofe auf die Straße St. Giulia, dessen Rückseite mit einem zierlichen Balkon auf die Tiber ging und eine der schönsten Villen von Rom, die Farnesina, gegenüber hatte. Er ließ darin eine prachtvolle Kapelle einrichten. In diesem Pallaste prangte seine Gemäldesammlung, die er allmählig wieder an sich hatte ziehen können¹⁾ und die er durch Ankäufe noch beständig zu vermehren und zu ergänzen gesucht hat. Im ersten Stockwerke waren seine Gemälde aus der französischen Schule aufgestellt, von Poussin, Greuze, Wille, Lebrun, Bernet, Lesueur, die schöne Marine von Claude Lorrain u. s. w., so wie die Bildnisse sämtlicher Glieder der Napoleonischen Familie und die Gemälde zur Verherrlichung derselben, von David u. a. Künstlern, deren er in Paris viele beschäftigt hatte. Im zweiten diejenigen der flämischen und italienischen Schule, worunter sich das herrliche jüngste Gericht von Angelo Tiesole, die Fortuna und die Assumption von Guido Reni, die Samariterin von Sassoferrato, eine Misericordia von Michel Angelo, Landschaften von Carrachi und Dominichino, eine große Anbetung von Giulio Romano, die vier Kirchenväter von Titian, Gemälde von Correggio, Carlo Dolce u. a. m., so wie von Albano, Bordone, Calabrese, Caravaggio, Lanfranchi, Tintoretto auszeichneten. Die flämische Gallerie war noch zahlreicher als die im Louvre — diese Schule zog ihn am meisten an — und enthielt unter Andern die Predigt Johann Baptists von Rembrand, Jakobs Reise von VanderVelde, den schlafenden Jäger von Meju, eine Ansicht von Hobbema, eine Landschaft von Ostade, eine Jagd=

1) Es waren jedoch auch manche, selbst werthvolle verloren gegangen, theils bei der Flucht von Lyon wie oben bereits (S. 308) unten gemeldet worden ist, theils auch, als er nachher die ganze Sammlung nach Rom kommen ließ, wobei im Hafen von Genua 3 Kisten mit herrlichen Raphaels und andern italienischen Meistern zu Grunde gegangen sind und so noch manches andere mehr.

rückkehr von Wouvermans, prächtige Stücke von Bandyk, Backuysen, Vandermeulen, Ruysdael, Snyders, Weninx und unzählige andere mehr. Im dritten Stocke, wo eine ganze Reihe Zimmer aneinander hingen, die ebenfalls voller Gemälde hingen, wohnte er selbst. Bei zunehmendem Alter vermifste er aber immer mehr seine glanzvollen Plaisirs im erzbischöflichen Pallaste von Lyon. Außerdem hatte er noch viele Gemälde bei Madame Pätitia untergebracht und wohl ein Duzend kleine Häuser, die er in der Nachbarschaft gemiethet, enthielten die weniger werthvollen, die darin — nicht aufgehängt, sondern so aufgeschichtet waren, daß man kaum einen Durchgang finden konnte; denn immer noch sammelte er fort; das war seine eigentliche Krankheit. Fast alle seine Einkünfte wurden einzig zu diesem Zwecke und zu Unterstützungen in Lyon, Naccio und für Almosen, endlich zu Beiträgen an die Missionen verwendet; in seinem Hauswesen befließ er sich einer ganz außerordentlichen Sparsamkeit. Uebrigens zwangen ihn auch seine Gesundheitsumstände zu einer zurückgezogenen und frugalen Lebensweise, der er auch mitten in seiner glänzenden Zeit treu geblieben ist.

Indessen übte er gegen einzelne ihm empfohlene Fremde immerfort Gastfreundschaft; besonders waren Bekannte aus Lyon immer wohl aufgenommen, auch einzelne Basler wurden von ihm zur Tafel gezogen. Er behandelte alle Eingeladenen mit großer Aufmerksamkeit und unterhielt sich einzeln mit ihnen; eine allgemeine Unterhaltung fand bei ihm nicht statt; er sah auch strenge darauf, daß seine Dienerschaft einen jeden mit der gleichen Höflichkeit und Zuvorkommenheit bediene und Niemand hintangesetzt und bevorzugt werde. Den ihm Empfohlenen war er selbst Führer durch seine Gallerie, während er Andere dort herum führen ließ.

Er stand alle Morgen um 5 Uhr auf, las seiner Dienerschaft ein Capitel aus irgend einem Erbauungsbuche vor, begab sich hierauf in seine Kapelle zum Gebete, welches noch mehrere male im Tage, sowohl hier als in seinem Zimmer

oder in irgend einer Kirche von Rom wiederholt wurde. Den größten Theil seiner Zeit verbrachte er aber mit irgend einer Arbeit theils in seiner Bibliothek, theils in Correspondenzen mit seinen Freunden oder in Sachen seiner Diöcese, theils mit Ankäufen, Herstellungen und Anordnungen in seiner Gallerie; nie hat man ihn unbeschäftigt gesehen. Abends besuchte er auf mehrere Stunden seine Schwester, die auf dem Corso des Venet. Places wohnte und unterhielt sich mit ihr von den vergangenen Tagen der alten Herrlichkeit und der Hinfälligkeit der menschlichen Dinge, die er wie sie, mit so meisterhafter Resignation zu ertragen verstand. Nur zuweilen in der schönen Jahreszeit veränderte er seinen Aufenthalt in Rom mit demjenigen in einer der Villen von Lucian, wo er ein Nonnenkloster von der Passion gestiftet hatte. Er empfing außer seinen Verwandten und den ihm empfohlenen Fremden wenige Besuche aus Rom selbst, weshalb er den Römern ganz fremde geblieben ist. Ebenso wenig nahm er auch jemals eine Einladung zu irgend einem weltlichen Feste an; er fand es, wie jene Cardinale zu Napoleons Zeit, (S. 283) für unschicklich an Freudenanlässen Theil zu nehmen, während seine Familie in beständiger Trauer sei. Dennoch erwies man ihm fortwährend die Aufmerksamkeit ihm an alle Feste der Cardinale und der fremden Gesandten Einladungen zu senden; wobei jedoch bemerkt werden muß, daß von allen französischen Gesandten nur Chateaubriand und Pressigny dieses Beispiel nachahmten und ihm Höflichkeitsbesuche abstatteten, während die Andern sich vor ihm verborgen hielten.

So zurückgezogen aber Faesch von aller Lust der Welt war, so fehlte er doch bei keinem einzigen Anlaß, wo es der Aufrechthaltung seiner Kirche galt, bei keinem einzigen Kirchenfeste, keinem einzigen Gottesdienste, keiner Sitzung, zu der er als Cardinal verpflichtet war, hauptsächlich nicht bei denjenigen der Congregatio de propaganda fide, oder schlechthin die Propaganda genannt, welche für auswärtige Missionen aufgestellt

ist, deren eifrigster Beförderer er war und für die er, nach Maßgabe seiner Mittel, sehr Vieles gethan hat. Auch beschenkte er mehrere auswärtige Kirchen mit Gemälden, wie man deren viele noch jetzt in Amerika antrifft. So lange als es seine Gesundheit nur erlauben mochte, sah man ihn auch jeden Freitag baarfuß im Büßerkleide bei der Procession zu Ehren des Leidens Christi, die auf dem Coliseo abgehalten wird, wobei er einer Menge alter Leute beiderlei Geschlechts das Crucifix vortrug. Mit einem Worte, sein Betragen in geistlicher Hinsicht in der Hauptstadt der römisch-katholischen Christenheit war so beschaffen, daß es selbst denjenigen seiner Collegen, die ihn am meisten haßten, unmöglich war, ihm von dieser Seite mit irgend einem Anschein von Recht beizukommen, weshalb sie es auch nicht hätten wagen sollen, seinen Feinden in Frankreich bei ihrem Bemühen, ihm sein Bisthum zu entreißen, jemals Vorschub zu leisten. Allein dieses geschah nur so lange nicht, als sein bisheriger Freund und dankbarer Beschützer Pius VII. noch am Leben blieb und es war zu erwarten, daß, sowie derselbe einmal die Augen schließe, die Intrigue wieder frische Nahrung erhalten werde. Dieses von mehreren gewünschte, von den meisten gefürchtete Ereigniß trat dann endlich den 25. August 1823 in des Papstes 81^{ten} Lebensjahre ein.

Ehe jedoch die Reihe an Faesch kam, mußte sich vorher der Neid noch an einem zu jener Zeit wichtigern Mann auslassen, nämlich an dem Cardinal Hercole Gonsalvi, dem fast allmächtigen Minister des sich immer mehr von den Geschäften zurückziehenden Papstes, der eben deshalb von den meisten seiner Collegen äußerst gehaßt war. Er hatte mit Faesch und den andern Capi d'ordine ¹⁾ die Interims-Regierung von Rom bei Eröffnung des Conclave zu versehen. Jetzt machten sie ihm schon vor der Ernennung des neuen Papstes die Theilnahme

1) Den Vorstehern der 3 Ordnungen der Cardinale, die bekanntlich in Cardinal-Bischöfe, Cardinal-Priester und Cardinal-Diakonen getheilt sind.

an dieser Regierung streitig, worauf Faesch, der wohl einsah, daß er nicht mehr für ihn zu fürchten sei, auf's Eifrigste für ihn Parthei nahm, um selbst wieder eine Stütze an ihm finden zu können und damit auch endlich durchdrang. Bei der Wahl hatte aber Gonsalvi nur wenige Stimmen, desto mehr sein Feind Somaglia, der auch schon die Mehrheit auf sich vereinigt hatte, aber durch Oesterreichs Protestation (s. S. 281) wieder ausgeschlossen wurde. Hierauf dachte man trotz der Feindschaft so vieler Cardinale dennoch ernstlich an Faesch selbst, aber man fürchtete die Verwerfung von Seite Frankreichs wegen der Rückkehr im Jahre 1815, denn ohne diese begangene Unflugheit würde er nach Versicherung vieler Cardinale noch weit mehrere Stimmen, vielleicht gar die Mehrheit erlangt haben.

Allein auch diese Aussicht war nun einmal für ihn vorbei und Annibale della Genga oder Leo XII. erhielt die dreifache Krone, womit sodann Faesch's letzte fröhliche Stunde geschlagen hatte.

Denn kaum war diese Nachricht in Paris bekannt, so wirkte auch schon der übertrieben royalistische Großalmosenier Duc de Croy einen Verhaltungsbefehl an den französischen Gesandten in Rom aus, um wieder auf's Faesch's gänzliche Entfernung von seinem Bischofsitze zurückzukommen. Leo XII., der von Frankreich mehreres zu erhalten hoffte, war schwach genug, sogleich darauf einzugehen und in eine Ungerechtigkeit einzuwilligen, zu der nicht der mindeste Grund vorhanden schien. Es war, als ob er den Mangel an Popularität, die ihm von jeher abgieng,¹⁾ dadurch zu ersetzen suchte, um sich doch wenigstens die Neider Faesch's und die Reaktionspartei gefällig zu machen, wodurch er aber nicht Vieles gewonnen hat. In dieser Absicht richtete er einen seiner ersten Ueberraschungsbesuche,

1) Weßwegen die Römer jetzt noch von ihm sagen: fu un vero Leone, während sie Pius VII. immerfort einen Engel nennen. Indessen war Leo dennoch der geeignete Mann für dieses Volk, es lag in seinem Charakter viel von der Kraft Sirtus des Fünften.

deren er bekanntlich zur Abendzeit zuweilen machte, an Faesch, den er auch ohne viele weitere Umstände von diesem Vorhaben in Kenntniß setzte, und ihm zugleich als Ersatz eine Auswahl unter den ersten Bischoffigen im Kirchenstaate anbot,¹⁾ wenn er, wie er es nannte, ihm diese „Gefälligkeit“ erweisen wolle. Allein bei Faesch mußte auch diese Lockung vergebens ausfallen. Er wiederholte dem Papste, was er von jeher geäußert: „er hange allzusehr an seinem Bisthume, als daß ihm „dieses je feil könne gemacht werden; es sei das erste der Welt; „über dem Primas von Gallien stehe nur der Papst zu Rom; „würde er selbst jemals diesen Gedanken gehabt haben, so wäre „Se. Heiligkeit der erste gewesen, ihm davon abzurathen und gewiß „würden Ihre Vorfahren niemals eine freiwillige Entfagung von „seinem Bisthum von Seite eines vertriebenen römischen Priesters „genehmigt haben?“ Leo, sehr unzufrieden schon zu Anfange seiner Schlüsselgewalt auf so vielen Widerspruch zu stoßen und zwar von Seiten eines Mannes, den er nicht anders als einen unbedeutenden Wahlconcurrenten betrachten wollte, fing jetzt an, ihm seine Souverainetät fühlbar zu machen und in gebieterischem Tone Drohungen verlauten zu lassen; allein Faesch war nicht der Mann etwas schuldig zu bleiben und erklärte mit Troß: „ich bleibe nun einmal französischer Erzbischof! So lange ich „nicht auf kirchlichem Wege für unwürdig erklärt bin, darf „mir Niemand in der Welt meinen Titel rauben; der Papst „kann alles — aber nur nach den Geboten der Kirche, denn „sein hohes Ansehen ist deswegen da, um dieselbe aufzubauen, „nicht aber um irgend etwas niederzureißen!“

Unverrichteter Sache, aber knirschend voll Ingrimm verließ der Papst die Wohnung dieses hartnäckigen Widersachers

1) Womit auch das Vorrücken in die Ordnung der Cardinalbischöfe aus derjenigen der Cardinalpriester verbunden war. Allein Faesch blieb Vorsteher der Cardinalpriester sein Lebenlang und wollte nie weiters vorrücken, weil er sich durch Annahme einer Stelle unter den Cardinalbischöfen (die sämmtlich einem Bisthume im Kirchenstaate vorstehen) das Recht vergeben hätte, ein Bisthum außer dem Kirchenstaate zu bekleiden.

und berichtete sogleich dem französischen Gesandten, daß er das schon seit Jahren bereit gehaltene Breve (S. 320) zur Aufstellung eines apostolischen Verwalters für den Sitz von Lyon jetzt vollziehen lassen werde, daß er aber den Vorschlag des Königs erwarte, um diese Stelle würdig besetzen zu können.

Allein jetzt, wo die Ultras am Ziel ihrer Wünsche waren, zeigte sich erst die Schwierigkeit der Ausführung. Die Päpste selbst sind äußerst sparsam mit einer solchen Maßregel, wie die Ersetzung eines Bischofs ist, weil dadurch das Ansehen der bischöflichen Gewalt und ihre Untastbarkeit gefährdet wird, so daß dormalen in mehr als 600 Bisthümern kaum 10 solcher Verwalter zu finden wären. Die Maßregel war bei der Geistlichkeit so wenig beliebt, daß lange kein wirklicher Bischof in Frankreich sich dazu hergeben wollte; jeder fürchtete üble Praejudenzen für die Geistlichkeit überhaupt, für seinen eigenen Sieg. Auch der überbigotte Croy, der die ganze Sache angeregt hatte wollte selbst nicht daran und Quelen, der nachherige Erzbischof von Paris (später von dem Pariser-Pöbel wegen seinem Royalismus so übel behandelt) einer der von Faesch beförderten Geistlichen weigerte sich nicht nur der Annahme seines Bisthums, sondern sprach sich heftig dagegen aus und reiste eigends nach Rom, um seinem Wohlthäter sein Beileid zu bezeugen, daß ihn eine solche Maßregel je hatte treffen mögen. Das Domkapitel von Lyon legte förmlich Protestation ein gegen eine Verfügung, die so offenbar dem Rechte der Kirche zuwiderlaufe und einer seiner Generalvikare, der durch diese Veränderung seine Stelle verlor, starb vor Verdruß bald hernach.

Tantæ molis fuit

Indessen man mußte das angefangene Werk vollenden und um die Lyoner, welche der Verlust eines so wohlthätigen Oberhirten unzufrieden machen möchte, einigermaßen zufrieden zu stellen, so schlug man zwei der reichsten und angesehensten Geistlichen von Frankreich zu dieser Stelle vor, den Herzog von Rohan (nachherigen Erzbischof von Besançon) und de Pins, bis-

herigem Bischof von Limoges, welcher letzterer denn auch um der Sache einmal ein Ende zu machen, seine eigene Stelle zum Opfer brachte und unter dem Titel eines Erzbischofs von Amasia in partibus infidelium zum apostolischen Administrator der Diöcese Lyon ernannt worden ist. Faesch war also nicht abgesetzt, denn er führte den Titel „Erzbischof von Lyon“ bis an seinen Tod fort und ein neuer Erzbischof ward nicht ernannt; aber er war vollkommen ersetzt, denn der Verwalter, wenn er schon den Titel von Lyon nicht führen durfte, übte alle Rechte der Bischöfe aus und verwaltete die Diöcese von nun an ausschließlich allein und von dieser Zeit an war auch jede amtliche Correspondenz und Einwirkung Faesch's mit seiner Diöcese, die bis 1823 ununterbrochen fortgedauert hatte, für alle Zukunft gänzlich untersagt.

Daß Faesch gegen alles dieses in gehöriger Form protestiren werde, wie er es auch auf das kräftigste gethan — war wohl zu erwarten und vorauszusehen. Daß aber die neue Verwaltung das Andenken des unrechtlich Ersetzten in einem öffentlichen Hirtenbriefe noch insoweit verunglimpfen durfte, daß man ihn mit einem Miethlinge verglich, der treulos seine Heerde verlassen habe, das lag außer den Gränzen alles Erlaubten und selbst der Wahrscheinlichkeit. Allein die öffentliche Meinung sprach sich auch überall so wirksam gegen eine solche unwürdige Sprache aus, daß der neue Verwalter, sonst kein unedler Mann, sein Mandement öffentlich zurückzog und sich mit der Unkenntniß der Verhältnisse seiner Diöcese entschuldigen ließ, auch zugab, das Dokument, das einer seiner Sekretäre ihm vorgelegt, ungelesen unterschrieben zu haben.

Von nun an begann für Faesch, der sich jetzt in seinem 61^{ten} Lebensjahre und somit in dem Eintritte des Greisenalters befand, die unangenehmste Periode seiner Lebenszeit. Die Erbitterung über die an ihm begangene, wie er glaubte, durchaus ungerechte Maßnahme, hatte ihn für den Rest seiner Tage vollkommen verstimmt und in seinen Verhältnissen zu seinen

Collegen und dem Publikum überhaupt, einen widrigen Eindruck hervorgebracht. Dazu kamen noch die gewöhnlichen Gebrechen des Alters, die sich zwar bei ihm nur langsam einstellten, aber dennoch dem Publikum in Faesch nur einen gereizten und mürrischen Mann erblicken ließen, dem es Niemand mehr recht zu machen verstehe — wozu noch kam, daß er für einen übertriebenen Geizhals galt, der außer für den Ankauf alter Gemälde in allem übrigen auf's Aeußerste zu sparen suche — ein Ruf, den außer Rom hauptsächlich die vielen daselbst sich aufhaltenden fremden Künstler verbreiten halfen, weil er ihnen nichts zu verdienen gab (oder wie sie sich ausdrückten: für die Kunst gar nichts that) — und welches Künstler-Urtheil denn auch für diejenigen Reisenden und Reisebeschreiber, die über ihn gesprochen und geschrieben haben, fast allein maßgebend geworden ist.

Allein wenn schon mit allem Rechte zugegeben werden muß, Faesch hätte besser gethan seine immer mehr krankhaft sich steigende Liebhaberei für Ankauf alter Gemälde etwas einzuschränken, um an andern Orten desto freigebiger sein zu können — so beurtheilte man ihn doch mit Unrecht. Nicht nur war ihm seine Lieblingsbeschäftigung so wenig zu verdenken als irgend einem andern — sondern er that auch sonst noch Vieles, was schon oben mehrmals (S. 327 M.) angedeutet wurde und er verschenkte sehr viele der angekauften Gemälde wieder zu kirchlichen Zwecken oder beschäftigte oft zu gleicher Zeit bei 20 einheimische Künstler mit deren Herstellung. Und was seine übrigen Verhältnisse anbetrifft, so sprachen diejenigen, welche ihm näher kamen, ganz anders sich über ihn aus, als der große Haufe, der jeden haßt und beneidet, der sich ferne von ihm hält. Selbst mehrere seiner Gegner bewunderten an ihm manche seiner Eigenschaften, besonders die meisterhafte Ergebung, mit der er seine übrigen widrigen Schicksale ertrug — Chateaubriand, als er als Gesandter nach Rom kam, wurde ganz davon hingerissen und suchte ihm alle Ehre zu erweisen, die

von ihm abhing, welches Faesch auch äußerst dankbar anerkannt hat. Nur eines allein durfte man im Gespräche auch nicht von ferne berühren, eben jene gänzliche Ersetzung vom Siege von Lyon, welche ihn von allen seinen Unglücksfällen am meisten schmerzte, über die sich der sonst nicht wortreiche Mann am ausführlichsten zu äußern pflegte, so daß er sich auch nicht enthalten konnte, selbst dem Nachfolger Leo's, dem Papste Pius VIII., mit dem er sich sonst sehr gut vertrug, auf dessen Befragen, wie es mit seiner Diöcese stehe, sogleich zu antworten: „wie einer Heerde, die ihres Hirten beraubt ist,“ worauf ihn der Papst damit zu trösten suchte, daß sich die Schutzpatrone von Lyon schon für sie beschäftigten und für Lyon und für ihn selbst Fürbitte einlegten,“ wobei sich aber Faesch noch nicht zufrieden gab, sondern antwortete: „Das ist wahr, Heil. Vater, „aber sie sind im Himmel, ich aber in der Verbannung; doch „er tröste sich immer damit: *neque viæ vestrae viæ meæ!*“ (euere Wege sind nicht meine Wege.)

In der That bewies er sich auch hier als wahrer Kirchenmann. Nie hörte man von ihm ein einziges Wort des Murrens gegen den päpstlichen Stuhl, wenn schon das fatale Ersetzungs-Breve von hier ausgegangen war, sondern sein ganzer Zorn entlud sich nur immer gegen die Bourbons, denen er durch Beförderung des Kirchenwesens in Frankreich große Dienste geleistet zu haben glaubte und die so undankbar gegen ihn verfahren seien und es konnte ihm mitten in seiner Betrübniß keine größere Freude gewähren als zu erzählen, wie er trotz den Drohungen und Versprechungen seiner Gegner dennoch nie etwas von seinen Rechten vergeben habe und doch wenigstens immerfort den Titel des ersten französischen Erzbisthums fortführen dürfe, noch dem er auch zu Rom bis an seinen Tod benannt worden ist. Im übrigen unterwerfe er sich der Gewalt, die von Gott eingesetzt sei. Er beantwortete auch nicht einen einzigen Brief aus Lyon, in welchem Klagen über die neue Verwaltung enthalten waren und tadelte seine mit ihm ersetzten

Generalvikare, die sich immer noch seine Vikarien nannten, sehr scharf, indem er ihnen bloß „Ergebung“ empfahl, die für jetzt gewiß das Beste sein möchte. Denn immer glaubte er noch an eine Nemesis, welche einst alles dieses gutmachen und ihn wieder in sein zweites Vaterland, wie er Lyon nannte, zurückführen würde.

Diese Nemesis sollte denn auch wirklich eintreten, wiewohl sie abermals nicht zu Gunsten seiner Rückkehr ausfiel, als nämlich in den bekannten Julitagen des Jahres 1830 die ältere Dynastie der Bourbons vom Throne vertrieben worden ist, worauf er sich dahin ausdrückte: „sie sind ungerecht gegen mich gewesen; denn ich habe ihnen nie etwas zu leide gethan, aber Gott hat es ihnen vergolten; was sie an mir verübt, müssen sie jetzt auch wieder entgelten. Doch bin ich auch ein Mensch, ich will mich als Priester von nun an einzig an meinen Wirkungskreis halten und von aller Politik ferne bleiben,“ wodurch er seine Hoffnung ausdrückte seinem Amte wieder gegeben zu werden. Wirklich erwartete man auch zu Lyon nichts anderes als seine baldige Rückkehr und Faesch, der dieses erfuhr, machte auch schon alle Anstalten dazu und der neue König von Frankreich wäre selbst nicht abgeneigt gewesen, dem bald 68jährigen Manne, der ihm nicht mehr schaden konnte, diesen Gefallen erweisen zu können. Allein die tollen Streiche seiner Großneffen, der Söhne von Louis Bonaparte zu Rom und in der Romagna, ¹⁾ bewogen die Großmächte an die neue Dynastie von Frankreich die Bedingung zu stellen, daß wenn sie selbst von ihnen anerkannt werden wolle, sie die Rücknahme des Gesetzes vom 6. Januar 1816, welches alle Napoleoniden ohne Ausnahme von Frankreich verbannte, zu verhindern habe, so daß für Faesch alles auf den vorigen Zustand zurückgesetzt wurde, wie es unter der Restauration gewesen war. Zu dieser fehlgeschlagenen

1) Als Theilnehmer an den Aufständen zu Bologna am 6ten, zu Rom am 12. Februar 1831.

Hoffnung kam im folgenden Jahre noch der Tod des Herzogs von Reichstatt, der letzten Hoffnung des Geschlechts, dem er seine schöne Gallerie zugedacht hatte, welcher Todesfall die Mutter Napoleons zu dem Ausrufe bewog: „ich muß noch das „Leichenbegängniß aller meiner Nachkommen sehen, was bleibt „mir übrig, als das Meinige zu besorgen!“ Faesch gab sich viele Mühe ihr die letzten Zeiten ihres Lebens weniger unangenehm erscheinen zu lassen und besuchte sie regelmäßig alle Tage zwischen 11 und 2 Uhr, zu welchen Stunden oft auch die fünf in Rom lebenden Kinder bei ihr eingetroffen sind. War er aber allein, so las er ihr Erbauungsschriften vor.

Doch immer lag ihm sein Lyon am meisten am Herzen. Er las im Lyoner Brevier, schaffte sich alle Jahre die Officia dieser Diöcese an, betete für dieselbe, ließ seine Bedürfnisse an Büchern, Seidenstoffen, Weinen für seine Tafel von Lyon kommen, unterbrach seine Zurückgezogenheit, wenn Lyoner Geistliche ihn besuchten, um sie wohl und gut zu empfangen und zu bewirthen — sendete zur Cholerazeit, weil er sonst über nichts verfügen konnte, 50 schöne Gemälde dahin, mit dem Auftrage sie zu verkaufen und den Erlös unter die Hülfbedürftigsten auszutheilen und versprach zugleich, weil er Louis Philippes Vorliebe für Gemälde kannte, seine ganze herrliche Gallerie der Stadt zu schenken, um sie nach seinem Tode in ihre Anstalten aufzustellen, insofern er nach Lyon zurückberufen würde. Eine Bittschrift des Stadtraths von Lyon war deßhalb schon in Bereitschaft; aber die Anhänger der Regierung und seine Gegner wußten Alles zu hintertreiben und die Bittschrift ging nicht ab. Das Geschenk der 50 Gemälde ward zwar angenommen — aber im Uebrigen ist es beim Alten verblieben und die Gallerie ist nicht nach Frankreich gekommen. Ja so groß war seine Anhänglichkeit an Lyon, und seine Uneigennützigkeit, daß Faesch, obgleich ihm von der russischen und bairischen Regierung und einer Gesellschaft englischer Speculanten große Summen für seine Gemäldesammlung angeboten worden sind,

er alle Anerbieten fortwährend ausschlug, mit der Bemerkung, er sei Franzose und sie solle nicht in fremde Hände gerathen, sie sei allein seiner Diöcese zugedacht, welche aber alles zusammen dennoch nichts versing, so daß er am Ende ganz wider Willen genöthigt war auf andere Weise darüber verfügen zu müssen.

Als es ihm mit Lyon nicht gelang, so gedachte er doch wenigstens die Erlaubniß zu erhalten in seiner Vaterstadt Naccio sein Leben beschließen zu dürfen. Schon öfter ist erwähnt worden (S. 235 oben, 255. 298) wie Jaesch immerfort dieselbe wohl bedacht und sich ihrer selbst in den Tagen seines höchsten Glückes beständig angenommen habe. Er hatte dort unter anderm mehrere Lehrstühle gestiftet und er unterhielt auf eigene Kosten eine Knabenschule unter der Leitung von frères des écoles chrétiennes und eine Mädchenschule unter der Obforge der sœurs de la charité, worin zusammen 250 Zöglinge sich befanden. Er hatte ferner einen großen Pallast zu bauen angefangen, der zu einer höhern Akademie bestimmt war und gedachte noch weit mehreres zu thun, wenn es den dortigen Behörden gelingen würde, bei der Regierung seinen Aufenthalt daselbst als Gnade auszuwirken. Als aber auch hier alles fehlschlug, so war sein letzter Gedanke, ein Schiff auszurüsten, um wenigstens von der See aus sich an dem Anblicke der Nebhügel und der wundervollen schönen Lage seiner Vaterstadt zu weiden, welches aber nicht mehr zu Stande kam, weil seine Kräfte solches nicht würden erlaubt haben.

Lange hatte der alte fränkliche Mann durch äußerste Regelmäßigkeit sein Dasein auf eine Art fristen können, daß etliche Lyoner, die ihn drei Jahre vor seinem Tode sahen, noch keine bemerkbaren äußerlichen Veränderungen seit 20 Jahren an ihm wahrnehmen konnten. Sie fanden noch keine eigentlichen Gebrechen, keine Runzeln, dieselbe Beweglichkeit im Blicke wie früher, dieselbe Lebhaftigkeit in Worten und Geberden, wenn er sein gewöhnliches Stillschweigen unterbrach. Bloss hatte seine Stimme an Wohlklang ein-

gebüßt; wenn er mit Hestigkeit sprach, so geschah es in freischendem Tone; doch niemals verließ ihn seine Würde und Anstand. Die Unglücksfälle hatten sein Wesen nicht verändert — sein vortreffliches Gedächtniß hatte ihn nicht verlassen — und vielleicht nur allzu sehr ihm immerfort der Welt Undank zurückgerufen, und ihn besonders gegen diejenigen, welche seine Rückkehr nach Frankreich verhinderten, zur Bitterkeit gestimmt. Im Uebrigen, wenn er nicht auf dieses unbeliebte Thema kam, beurtheilte er mit ziemlicher Richtigkeit die französischen Zustände der Gegenwart. Hauptsächlich nahm er an den geistigen Bewegungen seiner Zeit warmen Antheil, nachdem er, wie alle ältern Leute, mit der Politik immer mehr zerfallen war. 1) Lamennais, der in jenen Tagen allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, schien ihm ein Mann von Talent und System zu sein, „aber er kenne, so urtheilte Jaesch, die Theologie nicht nach Grundsätzen; sondern er mache sie sich selbst und „nach seiner Art, und nehme einen Blickstrahl für ein Licht an.“

Er empfing immer seltener Besuche, allein diese wie früher immer mit derselben Aufmerksamkeit, Höflichkeit und Zuvoorkommenheit. Er correspondirte nur noch mit wenigen, z. B. mit seinen Jugendfreunden, dem Erzbischof Isoard, seinem Schüler Bonald, den er sich zu seinem Nachfolger wünschte, seinen ehemaligen General-Vikarien und Geheimschreibern, aber jedesmal mit Behutsamkeit, so wie er sich überhaupt alle Mühe gab, sich vollkommen von allem loszusagen, was seine Lage würde haben verwickeln, seiner Gesundheit nachtheilig werden können, weshalb er auch an dem letzten Conclave, worin Gregor XVI. erwählt wurde, nicht mehr Theil genommen hat.

Indessen erfolgten noch zwei Ereignisse, welche ihm den Rest seines Lebens auf's Aeußerste verbittern mußten, nämlich die neuen Streiche seines Großneffen Louis Napoleon in Stras-

1) Er las von französischen Zeitungen zuletzt nur noch den Moniteur, welcher von Marseille und Basel her immer sein Begleiter gewesen war.

burg und in der Schweiz (1836—1838), welche vollends jede Hoffnung von Rückkehr nach Frankreich ausschlossen und der vorher schon erfolgte Tod seiner 85jährigen Schwester Pätitia (2. Februar 1836). Jetzt fing seine Gesundheit zusehends zu wanken an, er ward immer finsterer, überwarf sich über der Erbschaft seiner Schwester mit seiner ganzen Familie, außer mit seinem Jugendfreunde Joseph, ward auch immer strenger und sparsamer in seinem Hause, wozu ihn auch die seit 1831 eingetretene Verminderung seiner Cardinalbesoldung um $\frac{1}{3}$ genöthigt hatte; und verfiel zuletzt, seit Ende des Jahres 1838, in eine anhaltende Krankheit, die ihn meist in dem Bette festhielt. Doch ist es unrichtig, wie ein Berichterstatter ¹⁾ über ihn urtheilte, daß er bis an zwei Personen alle seine Hausgenossen von sich entfremdet, und gar niemand mehr empfangen habe; indem wie sein Testament ausweist, er noch viele alte Diener beibehielt, die ihm bis an seinen Tod getreu geblieben sind; und wir wissen überdieß, daß er mitten in seiner schwersten Krankheit, während er der Ruhe sehr bedurfte, den schweizerischen Consul zu Rom, der ihm Anfangs Februar 1839 eine Bittschrift zu Gunsten des Faeschischen Familienfonds (S. 207 bis S. 228) in Basel überbrachte, sehr höflich empfangen und nur sein Bedauern ausgesprochen habe, „daß sie erst jetzt an „ihn gelangt sei, indem er bereits früher eine Menge Verpflichtungen für andere wohlthätige Zwecke eingegangen habe, „die es ihm vielleicht nicht mehr möglich machten auch noch „zu Gunsten dieser Stiftung etwas thun zu können, doch wolle „er sich darüber bedenken,“ welches denn auch wirklich geschehen ist.

1) In der Allgemeinen Zeitung.